

Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Grabstätten zu Nipa-Nipa (Philippinen).

Die Südküste der Insel Samar besteht bei Basey aus einem reinen, marmorartigen, aber sehr jungen Kalk, der an vielen Stellen steile Klippen bildet. Bei Nipa-Nipa, einem kleinen Weiler, etwa 2 Leguas östlich von Basey, setzen sie sich im Meere fort in einer Reihe sehr malerischer, über 100 Fuss hoher, dicht mit Pflanzen bewachsener Felsen, die oben domförmig abgerundet, an der Basis ringsum vom Seewasser ausgewaschen, wie riesige gestielte Pilze aus dem Meere hervorragen.

In diesen Felsen sind viele Höhlen, die von den alten Pintados (so nannten die Spanier die Bewohner der Bisaya-Inseln wegen ihrer Tätovirungen) zu Grabstätten benutzt worden. Die zahlreichen Särge, Geräthschaften, Waffen und Geschmeide, welche sie enthielten, waren, geschützt durch den heilsamen Aberglauben, den diese unheimlichen Orte nicht nur den Eingeborenen, sondern wohl auch der Mehrzahl ihrer Seelsorger einflössten, Jahrhunderte lang unangetastet geblieben. Kein Nachen wagte vorüber zu fahren, ohne ein aus der heidnischen Zeit fortgeerbtes religiöses Ceremoniell gegen die Höhlengeister zu beobachten, welche in dem Rufe standen, die Unterlassung durch Sturm und Schiffbruch zu bestrafen.

Vor etwa 30 Jahren wurde ein eifriger junger Geistlicher in diese Gegend versetzt, dem diese heidnischen Gebräuche ein Gräuel waren, weshalb er den Entschluss fasste, sie mit der Wurzel auszurotten. In mehreren Booten, wohlausgerüstet mit Kreuzen, Fahnen, Heiligenbildern und Allem beim Austreiben der Teufel bewährtem Apparat, unternahm er den Zug gegen die Geisterfelsen, die mit Musik, Gebeten und Knallfeuerwerk erklommen wurden. Nachdem zuvor ein ganzer Eimer voll Weihwasser in die Höhle geschleudert worden, um die bösen Geister zu betäuben, drang der unerschrockene Priester mit gefälltem Kreuze ein, gefolgt von seinen durch das Beispiel angefeuerten Getreuen. Ein glänzender Sieg belohnte den wohlangelegten und muthig ausgeführten Plan; die Särge wurden zertrümmert, die Gefässe zerschlagen, die Skelete ins Meer geworfen. Mit gleichem Erfolg wurden die übrigen Höhlen erstürmt.

Die Ursache des Aberglaubens ist nun zwar vernichtet, dieser selbst hat sich aber, wenn auch abgeschwächt, bis heut erhalten.

Durch den Pfarrer von Basey erfuhr ich, dass in einem Felsen noch Ueberreste vorhanden seien und einige Tage darauf überraschte mich der liebenswürdige Mann mit mehreren Schädeln und einem Kindersarg, die er von dort hatte bringen lassen. Trotz des grossen Ansehens, das er bei seinen Pfarrkindern mit Recht genoss, hatte er doch seine ganze Bered-

samkeit aufbieten müssen, um die Muthigsten zu einem so kühnen Unternehmen zu bewegen. Ein Boot mit 16 Ruderern bemannt, war zu dem Zweck ausgerüstet worden; mit weniger Mannschaft hatte man die Reise nicht zu unternehmen gewagt. Während der Heimfahrt brach ein Gewitter aus; die Schiffer betrachteten es als eine Strafe für ihren Frevel und nur die Furcht, die Sache noch schlimmer zu machen, verhinderte sie, Sarg und Schädel ins Meer zu werfen. Zum Glück waren sie dem Lande nahe und ruderten mit aller Kraft demselben zu. Als sie angekommen waren, musste ich selbst die Gegenstände aus dem Boote holen, da kein Eingeborener sie anrühren mochte.

Trotzdem gelang es am folgenden Morgen einige entschlossene Leute zu finden, die mich nach den Höhlen begleiteten. In den beiden ersten, die wir untersuchten, fand sich nichts; eine dritte enthielt mehrere zertrümmerte Särge, einige Schädel und Scherben von glasirtem, roh bemaltem Steingut, es war aber nicht möglich auch nur zwei zusammengehörende Stücke zu finden. Ein enges Loch führte aus der grossen Höhle in einen dunklen, so engen Raum, dass man mit der brennenden Fackel kaum einige Sekunden hintereinander darin verweilen konnte. Dieser Umstand mag die Ursache gewesen sein, weshalb sich dort in einem sehr verrotteten, von Bohrwürmern zerfressenen Sarge ein wohl erhaltenes Skelett befand, oder eher eine Mumie, denn an vielen Stellen war das Gerippe noch mit ausgetrockneten Muskelfasern und Haut bekleidet. Es lag auf einer immer noch erkennbaren Pandanusmatte, unter dem Kopf ein mit Pflanzen ausgestopftes, mit Pandanusmatte überzogenes Kissen. Auch Reste von gewebten Stoffen waren noch vorhanden.

Die Särge waren von dreierlei Gestalt, aber ohne alle Verzierungen. Die von der ersten Form bestanden aus dem vortrefflichen Holz des Molave (eine der *Tectona* verwandte Verbenacee), das in den Philippinen dem Teak gleich geachtet wird, und wie es scheint mit Recht, denn sie zeigten keine Spur von Wurmstich oder Vermoderung, während die übrigen bis zum Zerfallen zerstört waren.

Kein Mährchen hätte eine verzauberte Königsgruft mit einem passenderen Zugang ausstatten können, als den zur letzten dieser Höhlen: mit senkrechten Marmorwänden erhebt sich der Felsen aus dem Meer; nur an einer Stelle gewahrt man die kaum zwei Fuss hohe Oeffnung eines natürlichen Stollens, durch welchen der Nachen plötzlich in einen geräumigen, fast kreisrunden, vom Himmel überwölbten Hof gelangt, dessen vom Meer bedeckten Boden ein Korallengarten schmückt. Die steilen Wände sind dicht mit Lianen, Farnen und Orchideen behangen, mit deren Hülfe man zur Höhle emporklimmt, die gegen 60 Fuss über dem Wasserspiegel liegt. Um die Situation noch mährchenhafter zu machen, fanden wir gleich beim Eintritt in dieselbe auf einem grossen 2 Fuss über dem Boden ragenden Felsblock, eine Seeschlange, die uns ruhig anstarrte, aber getödtet werden

musste, weil sie, wie alle ächten Seeschlangen, giftig ist. Schon zweimal hatte ich dieselbe Art zwischen Felsenritzen im Trockenen gefunden, wo sie die Ebbe zurückgelassen haben mochte: auffallend war es aber sie hier in 60 Fuss Meereshöhe anzutreffen — nur mit Benutzung der Schlingpflanzen hatte sie die steilen Wände emporklimmen können. Jetzt ruht sie, als *Platurus laticaudatus Lin.,* im zoologischen Museum der Berliner Universität, wo auch die Schädel einstweilen untergebracht sind. Letztere sowohl als der Sarg mit der Mumie, der Kindersarg und die Gefässscherben sollen, wenn vielleicht einmal ein anthropologisches Museum gegründet wird, Platz darin finden.

Dr. Feodor Jagor.

Die Kjökkenmöddinger der Westsee.

(Vorläufige Notiz). Nach der bisherigen allgemein angenommenen Hypothese sollen Küchenabfallreste der Urbevölkerung, entsprechend den Kjökkenmöddingern von der Ostseite der dänischen Ostsee-Inseln, auch auf der Abendseite der cimbrischen Halbinsel, also im Bereich des Theiles des deutschen Oceans, welchen die Dänen die Westsee nennen, zwar ebenfalls vorhanden gewesen, aber längst von den Meereswellen verschlungen und zerstört worden sein. Mit Rücksicht auf die geologischen Verhältnisse der Ostseeküsten, deren westliche Moore, Haiden und Wälder mit Resten menschlicher Kultur und menschlicher Gerippe nur unter den Meeresspiegel gesunken (nicht zerstört), sowie auf die von mir eingesehenen dithmarsischen und friesischen Chroniken, wonach von jeher einzelne Spuren von untermeerischen Wäldern und Sümpfen und von Menschen, welche mit der verschwundenen früheren Vegetation zusammenlebten, beobachtet worden sind, liessen mich, noch ehe ich in Schleswig an Ort und Stelle gewesen, hoffen, die Kjökkenmöddinger der Westsee wieder auffinden zu können. Theils in dieser Rücksicht, theils um die bisher wenig untersuchten und noch nicht beschriebenen Weichthiere des letztgedachten Meerestheiles möglichst vollständig zu sammeln, untersuchte ich im Frühjahr 1868 die Ufer und das Meer bei der Insel Sylt von List bis Hörnum auf der Innen- wie Aussenseite unermüdlich mehrere Wochen hindurch und fand hier, namentlich bei Hörnum, im Meere Torflager, sowie Waldreste, welche bei tiefster Ebbe und Ablandwinden stellenweis freiliegen, auch von Sand